

Steinhardt: *M. C. 1112*

Dem wehrhaften Riesen und seinem Reiche

„*Αἰ φέρεται τὴν ἀβύσσον καυόν*“
(Aristoteles, *Histor. animal.* 8, 38)

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage
mit einem wissenschaftlichen, illustrierten Nachwort
von **Ludwig Zukowsky**
zoolog. Assistent bei Carl Hagenbeck



Alster-Verlag -- Hamburg 36
1922



III.

Vielen, ungezählten Elefantenfahrten bin ich im Kaokolande gefolgt, unzählige Fahrten habe ich am Wasser untersucht, wie oft habe ich das Treiben der Herden belauscht — nie aber habe ich Losung von Kälbern gefunden, die das Endergebnis reiner Milchnahrung gewesen wäre; die Losung der Kleinsten, noch nicht meterhohen Tiere bestand wie die der alten aus Resten schlecht zerkauter Pflanzennahrung. Wie soll man sich das erklären? Vielleicht bleiben reine Saugkälber gleich denen unserer Großantilopen im Busch, in unzugänglichen Schluchten versteckt, bis sie der Mutter zu folgen und an Strauchwerk zu knabbern stark genug geworden sind.

Dafür spräche der Umstand, daß ich häufig einzelne Kühe beobachten konnte, die hastig an's Wasser kamen, ohne den sonst so beliebten längeren Aufenthalt eiligst tränkten und in der Richtung, aus der sie sich genähert, wieder davonstürmten, ganz augenscheinlich von scharf umgrenztem Wollen, von zielbewußter Absicht beherrscht, nicht etwa von Furcht vor dem Beobachter im Ponto.

Oft auch habe ich einzelne Kühe mit ihren ganz kleinen Kälbern durch den Busch streifen sehen — Tiere, vor denen man sich besonders in acht nehmen muß, denn je jünger das Kalb, desto bösarfiger die Mutter — aber auch die Losung dieser Kleinsten bestand schon zur Hälfte aus Pflanzenresten.

Elefantenlosung gleicht übrigens in ihrer Zusammensetzung — wenigstens für das Auge — völlig dem deutschen Torfe, ähnelt in nichts einem tierischen Auswurfe und hat ganz und gar nichts Ekelerregendes an sich, wird auch von Pillendrehern nicht angenommen. Die Nahrung ist so wenig verdaut, daß die mit ausgeschiedenen Holzreste, oft spannenlang und auf daumenstark, den Termiten noch zur Nahrung dienen, die den ganzen Segen erst mit einem Erdmantel umhüllen, ehe sie sich zu Tische setzen.

Der Elefant widmet der vorgefundenen Losung von Artgenossen nur wenig Aufmerksamkeit und läßt die Haufen unvergrößert. Die auffallende Häufung an der Wasserstelle ist rein zufällig: Die Wassermengen, die der Riese sich einpumpt, dehnen den Magen aus und drücken Platz erheischend auf den Darm; jedes Tier löst sich aus diesem Grunde an der Tränke.

— „Wie manches andere Wild, . . . so setzt das Nashorn gern seine Losung auf einen Haufen ab, und man findet Losungshügel bis zu 1 m Höhe“ sagt Wißmann, einer der trefflichsten Beobachter des ostafrikanischen Wildes. Anders unser Nashorn; im Gegensatz zum Elefanten zerkrümelt es regelmäßig seine Losung, die der des Elefanten gleicht, aber weit weniger umfangreich ist, indem es nach Hundart mit den Hinterfüßen scharft und kratzt, tiefe Mulden aushöhlend und die Losung weit hin verstreud. Nur wenn es große Eile hat, die Wasserstelle zu erreichen, spart es sich in seltenen Fällen diese Arbeit. Will es durch dies Verstreuen der Losung deren Witterung augen- oder vielmehr nasenfälliger machen oder aber verbergen (schnelleres Austrocknen)? Das letzte erscheint mir als das wahrscheinlichere, denn niemals habe ich beobachtet, daß andere Nashörner an solcher zerkrasteten Losung ihrerseits eine Besuchskarte niedergelegt hätten, wie es die Tiere zu tun pflegen, die durch die Losung einander Botschaft zukommen lassen.

Elen, Kudu, Oryx und Kuhantilope, ebenso unsere Kleinantilopen und Gazellen geben hier und da einmal ihre Karte ab, wo sie die von Artgenossen finden; meist wählen sie dazu Stellen ohne Grastwuchs, z. B. den abgewaschenen Fuß von Termitenhügeln, doch handelt es sich dabei stets nur um Posthilfsstellen letzter Ordnung. Ich glaube, lediglich einzelgehende Bullen und Böcke haben Sinn für diese Art des Postdienstes. Anders die Blauböckchen; diese mitteilbaren Zwerge häufen ihre Losung zu Bergen von $\frac{1}{2}$ m Höhe und 1 m Durchmesser, aber wie mich dünkt, nur zu gewissen Zeiten: Wenigstens habe ich in den untersuchten Hügeln scharf abgesetzte Jahresringe gefunden und beobachtet, wie gegen Ende der Trockenzeit verwitterte Haufen neu besucht wurden. Leider erlaubten mir andere Aufgaben nie, den eleganten Zwergen nähere Aufmerksamkeit zu widmen; es sind heimliche Gefellen, besonders gut schußgefarbt und außerordentlich scheu.

Giraffen beachten die Losung ihrer Sippe nach meinen, in diesem Falle nur wenig zahlreichen Beobachtungen überhaupt nicht. Das ist erklärlich, wenn man bedenkt, wie sauer ihnen das Rücken fällt, und daß sie mehr Augentiere zu sein scheinen als die sonstigen Pflanzenfresser. —

Zurück zum Nashorn. Es tritt im Kaofofelde noch weit mehr strichweise auf als der Elefant, mit dem es vielfach in derselben Gegend haust. Wenn ich nur ergründen könnte, nach welchen Gesichtspunkten die Dickhäuter ihren Standplatz wählen; für mein Auge ist es immer von neuem unerfindlich gewesen, weshalb ihnen eine Orflichkeit zusagt, die andere, völlig gleich geartete aber nicht.

Die Waffen unseres Nashorns erreichen bei weitem nicht die Größe ihrer ostafrikanischen Verwandten. Das Vorderhorn meines besten Bullen hat 58 cm Höhe, gemessen längs des vorderen Regelmantels, bei 46 cm unterem Umfange; meine beste und zugleich einzige, aber auffallend starke Kuh mißt 73 und 41 1/2 cm.

Die Vorderhörner aller von mir beobachteten Tiere waren ausgesprochen kegelförmig; die lang und dünn ausgezogenen Spitzen, wie man sie aus Ostafrika abgebildet findet, habe ich niemals gesehen.

Die Hornmasse ist eisenhart. Es bedarf der ganzen stumpfsinnigen Geduld eines Eingeborenen, daraus allerlei Gebrauchsgegenstände zu schnitzen; besonders beliebt sind Schnupftabakdosen aus Nashorn, oder besser: Schnupftabakröhren. Die Eingeborenen des Kaofofeldes ziehen das Schnupfen dem Rauchen vor; jeder trägt am Gürtel eine mit zu Pulver zerstampftem Tabak gefüllte Röhre von Horn, aus der sie sich unter Ausschaltung der Finger mit einem kleinen, meist aus Oryxhorn geschnittenen Löffel bedienen.

Das Breitmaul-Nashorn habe ich mit Sicherheit nur ein einziges Mal, und zwar im nordöstlichen Kaofofelde angetroffen, sein verwittertes Horn im Unterlaufe des Ugab gefunden, vom Regen aus dem Lehm gespült. Auch aus dem Omaruru werden die Hörner beider Arten gelegentlich einmal ausgegraben; bei Usakos ist ein Horn auf einem Berge gefunden worden. In den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts sollen Nashörner bei Omaruru noch Standwild gewesen sein, ebenso Elefanten und Büffel. (?)

Das Nashorn hält seinen Bergwechsel ziemlich regelmäßig inne, wandert aber sehr weit im Umkreise seines Standortes herum. Von den asiatischen Arten unterscheidet es sich äußerlich durch die glatte, straff sitzende Haut: es fehlen ihm die panzerartigen Hautlappen, die jenen das vorwexliche Aussehen verleihen. Die Schwarte eignet sich noch besser als die des Flußpferdes zum Shamboß-Schneiden, ist aber zur Herstellung von Spazierstöcken nicht dick genug. Am stärksten ist sie im Gesicht und an den Körperseiten von den Backen bis zu den Keulen, auf dem Rücken aber beträchtlich dünner — eine Anpassung wohl an die Dornen und

die einzigen tierischen Feinde, nämlich übel gelaunte Verwandte: Die Narben und Wunden, die ich an Nashörnern gesehen, waren ausnahmslos von Artgenossen gerissen; nicht ein einziges Mal habe ich Spuren von Kämpfen mit großen Kägen an ihnen gefunden.

Was das allbekannte „zur Seite springen“ beim Angriff des Nashorns anbelangt, so glaubt der Laie, man lasse das Tier bis in allernächste Nähe anlaufen und entziehe sich dann durch einen eleganten Polkaschritt lächelnd dem drohenden Horne. Ganz so einfach ist die Sache denn doch nicht: Man lese bei Schomburgk und Schillings nach, wie gewandt sich die Kolosse in schnellster Fahrt herumzuwerfen wissen, und nach meinen persönlichen Erfahrungen möchte ich statt zur Seite springen lieber auf gut Deutsch ausreißen sagen. Meist begnügt der Riese sich damit, den Gegner zu verjagen; hat er die Witterung verloren, dann stürmt er weiter, vielleicht selber der Vorsicht die Ehre gebend. Will er aber kämpfen, dann erreicht er den unbewaffneten Menschen sicherlich, falls dieser nicht einen rettenden Baum zu erklimmen vermag. —

Dem gut gerittenen Pferde steht der Behemoth an Wendigkeit nach, wie ich seit folgendem Erlebnis weiß: Es galt, einen Gedenktag zu feiern, die innere frohe Stimmung auch äußerlich zum Ausdruck zu bringen, mal völlig auszuspannen und den Tag aus dem ewigen Einerlei des Buschlebens heraus zu heben. Ach, wie unzulänglich sind die Mittel dazu! Aber im Herzen ist Feiertag, deshalb macht mein staubiges, sturmzerfetztes Zelt heute einen so fraulichen Eindruck; deshalb dämmert der Morgen so besonders strahlend, deshalb sticht der heute gewählte weiße Anzug so blendend wie eine Galauniform von dem gewohnten Khasi ab. In der Küche hat sich's schon gestern herumgesprochen, daß heute „Großer Sonntag“ ist — also vor Sonnenaufgang schon eine Schale Mokka, Brot, Fruchtmus, eine Büchse Käse! Ich fürchte, der Tisch wird brechen unter diesen sonst unbekanntem Genüssen; nehme ich doch für gewöhnlich meine erste Mahlzeit frühestens zu Mittag nach langer, ermüdender Wanderung und begnüge mich mit Fleisch, das man sich so bald überißt. Und nun komm, „Fasner“, heute bilde ich mir ein, die Fläche dort drüben sei der Tiergarten: ich will spazieren reiten. Hast lange genug gefaulenzt, kannst einen Galopp vertragen; kommt, „Seelchen“ und „Kora“, heute wird nicht gejagt, heute lassen wir Gewehr und Zeiß im Zelt, heute dürft ihr euch mal auslaufen; ja, ich will sogar nichts dagegen haben, daß ihr einen Schakal heßt, aber tu's alleine, ich mache heut Feiertag, bin für keine Jagd zu haben.

Ruhig, „Fasner“, geh' nur zehn Minuten Schritt, bis wir aus den Bergen heraus sind. So — da hast du die Zügel, nun lauf', so weit der Himmel blau und die Steppe in feuerflüssiges Gold getaucht ist.

Siehst du da drüben die vier Dryxantilopen? Das ist der „Große Stern“ — nein, dahin wollen wir nicht; Komm, mehr links, doch scheue mir nicht vor dem schwarzen Auto dort. Aber das Termitenhügel-Auto bewegt sich ja! Und legt ein Tempo vor — „He, Chauffeur, hier müssen's langsamer fahren, sonst schreibt Sie ein „Blauer“ auf!“ Der Kerl hört doch nicht — eine Nummer kann ich an seiner Benzindroschke auch nicht entdecken. — Los, Fafner, das Nashorn-Auto fordert uns zum Wettlauf auf, vorwärts! Aber ihr bleibt zurück, ihr Hunde, es gilt ja nur Scherz — zurück, Seelchen, bist doch kein Polizeihund!



1200 m liegen hinter uns, da hat jener eine Panne, dreht bei und entpuppt sich als Tank. Während ich dicht an ihm vorbeipresse, kurbelt er wieder an, schaltet 4. Geschwindigkeit ein, und nun bin ich der Verfolgte. Auf den geraden Reitwegen holt er mich vermöge seiner guten Lungen auf die Dauer sicherlich ein, also versuchen wir es mal, nun wir warm geworden, mit kurzen Bogen. Ich winde mich in Schlangenlinien um die Termitenhäuser der Siegesallee, wobei ich vorbeigehend sogar in Trab fallen kann; dann geht es querbeet zum Roland, von da zum Brandenburger Tor und ganz polizeiwidrig durch den mittleren Bogen gleich wieder in den Tiergarten zurück. Da gibt das fauchende Ungefüm die 6 km lange Heze auf und stürmt in Richtung auf Adlon weiter. — „Sie Genießer! Bei mir gibt es heute Pastete aus Elefantenzunge, Kaffee und Kuchen; da hätten Sie bei mir billiger speisen können. — Wie? Ach so, Sie sind Spinatesser, na, da können's mir leid tun! Aber immerhin, guten Appetit bei Adlon!“

Nach zwei Stunden bin ich wieder im Lager, über dem jene ur.b:greifliche Feiertags-Stimmung liegt, die in Wahrheit doch nur aus meinem Herzen hinübergespiegelt wird. Vor Tisch noch ein tiefer Schlaf, nach dem Essen ein noch längerer, und als gegen Abend Pferde und Ochsen sich niedertun, ist's nicht, als ob auch über den Tieren festtäglicher Frieden ruhe? Als ich aber die Anordnungen für den morgigen Tag getroffen, da ist der Zauberbann gebrochen; grau senkt sich mit dem Abend der Alltag auf mich herab — ich greife nach Büchse und Glas, bis Monduntergang, also acht Stunden, am Wasser das Tierleben zu belauschen. Siehe da, als erster erscheint mein Auto-Frise; wenn der ahnte, daß ich so wehrlos wenige Schritte von ihm in der Mausfalle hocke! Gegen alle Nashorn-Gewohnheit bleibt er zwei Stunden lang ohne zu baden am Wasser stehen, scheinbar eingeschlafen, denn nur mit dem Wedel zuckt er hier und da einmal oder spielt mit den kleinen borstenbesetzten Lauschern.

Dann stampft er davon; schade, denn eine Viertelstunde später trifft ein Nashorn-Ghepaar ein, dessen männlicher Teil ganz und gar den Eindruck macht, als suche er Streit und Rauferei. Auch gegen die Gattin ist er wenig liebenstüchtig. Eben noch legte sie ihren Kopf so zärtlich auf seinen dicken Hals, und jetzt jagt er sie mit gewaltigen Rippenstößen aus dem Schlamm-bade in den Busch. Und wieder eine Stunde später verraten mir Zebras und Palaanfilopen, daß irgend ein Raubtier in der Nähe des Wassers lauern muß, denn an Stellen, da sie mich nicht zu wittern vermögen, schieben die Ankömmlinge regelmäßig in wilder Flucht davon. Sollte endlich, endlich einmal mir ein Löwe vor das Glas kommen?

Aber nichts regt sich im Gesträuche, fieser und fieser sinkt der Mond herab, und rasch kriechen die Schatten der Berge auf mich zu. Bald deckt diese Finsternis den murmelnden Quell; die Geisterstunde hat begonnen, da Bäume und Felsen sich zu bewegen, andere Form und Gestalt anzunehmen scheinen. Und plötzlich brüllt dicht neben mir ein rollender Donner auf, mit vielfachem Echo verschmelzend — ach, in dieser Finsternis verjagen Zeiß und Zielfernrohr! Bang fliegt mein Blick nach Norden, — Gott sei Dank, dort sehe ich einen hellen Schein, also ist mein Trost, der im Kreise um die Kräule lagert, nicht ausgerissen, sondern hat die Feuer zu lodernnden Flammen entfacht. Die Hunde geben Hals, kreischende Stimmen dringen abgerissen bis zu meinem Versteck, dazwischen das tiefe, kurze Brüllen der Ochsen; wenige Minuten später meldet sich der Löwe ein zweites Mal, aber schon weit drüben im Osten, und bald freffe ich bei meinem erregten Volke ein. An Schlaf ist nicht zu denken, da Pferde und Ochsen immer wieder auszubrechen drohen; morgen werden die Wächter einen schweren Stand haben, die Tiere am Ausreißen zu verhindern.

Mit beginnendem Dämmerlicht nehme ich die Fährte des Löwen auf, die sich bald auf nacktem Fels verliert. Dann geht es Stunden und Stunden hinter den verliebten Nashörnern her, sie auch am Tage zu beobachten, und als ich nach erfolgloseм Marsche des Nachmittags todmüde und erschöpft heimkehre, da liegt der gestrige Feiertag schon in nebelgrauer Ferne hinter mir; der Ärger mit den faulen, diebischen Eingeborenen beginnt wieder, die Sorge um mein geringes Eigen und die Bitterkeit des Bewußtseins, um wieviel nutzbringender ich all den Aufwand an Kraft, Willen und Entbehrungen daheim an der Westfront befähigen könnte. Als ich aber gebadet und gegessen habe, sieht die Welt schon wieder ein ganz Teil heiterer aus, und nachts verschafft mir die Beobachtung einer Nashornkuh mit blutjungem Kalbe vollends Genefung von frühen Gedanken:

Kälbchen ist entschieden wasserscheu, hat bislang von der Mutter wohl ein weit besseres Getränk vorgesetzt bekommen als dies schlammige Wasser; und daß die Alte sich nach durstigem Trunke in dem Moraste niedertut, will dem Kleinen, häßlichen Kerlchen nun gar nicht in den Sinn. Lange betrachtet es die ruhende Mutter, die wohligh schnauft und grunzt; dann wird's ihm langweilig, es schnüffelt ein bißel herum und versucht sich schließlich sogar in Bocksprüngen, die in ihrer Unbehülflichkeit etwas Rührendes an sich haben, wenn sie auch die unausgeglichene, geradezu unwahrscheinliche Gestalt des Kleinen Wechselbalges unvoretheilhaft unterstreichen. Nach einem Viertelstündchen befiehlt ihm ein kurzes, rauhes Brummen, sich hinzulegen; schwerfällig entsteigt die Mutter dem Bade, nimmt eine Nase voll Wind und läßt sich in den Schlamm zurückfallen, wälzt sich, hält inne und grunzt gebieterisch. Kälbchen antwortet mit, ich möchte sagen: der heiseren Stimme eines versoffenen Wachtmeisters, kommt zögernd näher und wagt endlich den Abstieg, wirft sich aber ängstlich herum, als es mit den Vorderbeinen versinkt, verliert in der Wendung das Gleichgewicht und purzelt in den aussprühenden Morast. Nach dem ersten Schrecken kommt es aber hinter den Geschmack am Bade, wälzt sich und erklimmt schließlich nach vielen mißglückten Versuchen die Flanke der auf der Seite ruhenden Alten.

Mich plagt ein Kobold: ich kann nicht anders, ich muß einen schrillen Pfiff ausstoßen, habe aber kaum die Finger an den Mund gesetzt, da fliegt das arme Kerlchen auch schon im hohen Bogen in's Wasser; hoch auf spritzen Schlamm und Gischt um die entsetzt sich aufraffende Mutter — nun hilf, heiliger Hubertus!

In blinder Wut umkreist sie die Wasserstelle und streift dabei buchstäblich meinen Ponton; bleibt drüben sichernd stehen, wirft sich wieder in den Morast und hilft dem verängstigten Kalbe durch Schieben und Stoßen, festen Boden zu gewinnen, wittert noch einmal zu mir herüber und trollt davon. Ich glaube, mein Herz hat sich an der sechsten Rippe einen blauen Flecken geschlagen. So hell der Mond auch hernieder strahlt, ist es doch vollkommen unmöglich, des Nachts auf sich bewegende Ziele einen sicheren Schuß anzubringen. Und der erzürnte Dornwelfriese trug ein gar so langes, spitziges Vorderhorn!

Mein Leichtsinns wird bald bestraft: Der Pfiff hat mich um die lang ersehnte Gelegenheit gebracht, einer Begegnung von Elefant und Nashorn beizuwohnen, denn kaum ist Frau Nashorn verschwunden, da naht eine Elefantenkuh mit kleinem Kälbchen. Ganz auffällig hält sie sich von der bald nach ihr eintreffenden Herde fern, auch das Kalb mischt sich nicht unter seine Altersgenossen; ach, könnte man doch einen Blick in die Gedankenwelt dieser Tiere tun. —



VI.

Dumpf rauscht in der Ferne der Kambele, der mächtigste Fall des Kunene. Einhundert Meter stürzt sich die Flut hinab in den brodelnden Kessel, mit weißem Gischt und zu Nebel zerstäubtem Wasser die senkrechten, zerklüfteten Felsenhänge nehend. Im fahlen Zwielichte leuchtet der Fluß zu uns herauf gleich einem bleiernen Spiegel; an senkrechter Felswand zieht sich unser Pfad dahin, bald unten dicht über den trägen Wogen, bald hoch oben am Rande der zerklüfteten Felstafel. Wohl nur unsere afrikanischen Pferde, halb wild ausgewachsen und daher mit jedem Gelände vertraut, vermögen auf solchem Felsenbände Halt zu finden; vorsichtig tasten sie sich am Abgrunde entlang, viel zu langsam für meine Sorgen — welch lustiges Scheibenschießen könnten jetzt bei beginnendem Büchsenlichte die Portugiesen vom anderen Ufer aus auf meine kleine Schaar eröffnen! Ach, damals, vor Naulina, ahnten wir ja noch nicht, was für harmlose Hanswürste diese romanischen Bastarde aus Angola sind.

Jetzt wäre es hell genug für einen Probeschuß, aber nichts regt sich drüben. Und schon senkt sich der Pfad zum letzten Male, steigt hinab in das von nun an breitere Tal. Woher nehmen nur unsere verhungerten, mageren Tiere die Kraft zu dem frischen Trabe? Wollen sie einen möglichst großen Teil des Tagemarsches hinter sich bringen, ehe die gerade aufblitzende Sonne mit Millionen von Stechfliegen gegen uns zu Felde zieht, oder erinnern sie sich des Hasers, der 800 km entfernt lagert, den Termiten zu willkommener Mast?

Trotz meiner soldatfischen Erziehung im III. Korps führe ich am Sattel nicht mein Dienstgewehr*), sondern meine alterprobte 9,3, der gestern ein Flußpferd zum Opfer gefallen. Aber Niemandem möchte ich raten, mich oder meine Leute danach zu fragen, denn all unser Hoffen auf frisches Fleisch, besonders aber unser Fethunger hatte eine arge Enttäuschung erlitten durch die Krokodile, die des Nachts meine Beute aus dem strömungslosen Kolk an das unerreichbare andere Ufer geschleppt. Nur die Packtiere freuen sich, deren leere Sättel ich taftmäßig hinter mir klappern höre.

Will sich denn nicht wenigstens ein Pala zeigen und für's Vaterland opfern? Eben kreuze ich frische Fährten und spähe umher — da! Ein grauer Schatten löst sich pfeilschnell vom grünen Schilf — ein Nashornbulle!

Manches liebe Mal bin ich schnell vom Pferde gesprungen; aber mit solcher Gedankenchnelle wie jetzt habe ich mich noch nie im Leben aus dem Sattel geworfen — ein Nashorn, das immer wieder neue Ziel meines weidmännischen Ehrgeizes!

Schlechte Laune hatte der alte Herr, das war sicher. Gewiß hatte er sich wieder über die Flußpferde ärgern müssen, die mit ihren dicken Trompeterbacken im Wasser lagen und wegtauchend von wohlwollender Neutralität salbaderten, während man selbst gern so ein bißel gerauft hätte. Überhaupt diese Flußpferde! Wie unverdient gut ging es ihnen; für sie war stets der Tisch gedeckt, während einem als vornehmen Nashorn jetzt im November der Brotkorb reichlich hoch hing: Man war jetzt ausschließlich auf das bittere Schilf angewiesen, das doch eigentlich nur auf die Tafel von so schwierigen Proletariern gehört, wie sie da feist und faul im Wasser lagen.

Und dann der Ärger mit den lieben Nächsten! Da war Frau Nashorn, die weiter stromab in der Gegend von Flaggendrist wohnt, — na; was fragt man nach der? Nicht so viel! Aber was hatte sie sich immer mit dem jungen Fant herumzutreiben, diesem



*) Bei der Schutztruppe ist der Offizier nicht mit dem Säbel, sondern wie der Reiter mit dem Gewehre ausgerüstet.

Maß die Pferdewache in hochendem Zorn und mich um meinen Schlaf und ruhte nicht eher, als bis er ihn leer gelassen. —

— Unter den Einhufern hat unstreifig der Esel den meisten Verstand mit auf den Lebensweg bekommen. Deshalb ist er auf dem Marsche und überhaupt bei der Arbeit ein weit bequemerer Genosse als Maultier und Pferd, kennt, gut behandelt, keine Widersetzlichkeit und troßt dem Durste dreimal so lange als seine großen Anverwandten.

Mein Esel 'Kambinda („Schweinchen“) hatte einen ulkigen Haß auf alle Ziegen, während er Schafe und Kälber nicht weiter beachtete. Keine Gelegenheit ließ er sich entgehen, nach den Ziegen zu treten und zu beißen; da er sich aber damit begnügte, die Tiere auseinander zu sprengen, ohne sie zu verfolgen, so konnte er ihnen weder nennenswerten Schaden zufügen, noch tateten sie ihm die Ehre an, ihn für ernst zu nehmen. — Nachts wird alles Getier eingekraakt, d. h. in schnell zusammengeworfene Dornverhaue getrieben. Nur 'Kambinda erfreute sich auch des Nachts seiner Freiheit, denn er dachte nicht an Ausreißen und legte sich, hatte er sich genügend vollgefressen, dicht am Feuer nieder. Und dann gab's allmorgendlich dasselbe hübsche Theater: Der Esel trieb sich in scheinbar völliger Harmlosigkeit dicht am Ziegenkraal herum, wartete in Wahrheit aber nur auf das Herauskommen der Ziegen, sich auf sie zu stürzen; scheinbar ebenso harmlos, innerlich aber vor Erregung zitternd, machten sich meine beiden Hunde in der Nähe des Esels zu schaffen, um ihrerseits den Esel zu verfolgen, wenn er die Ziegen belästigte. Ich glaube, das Spiel hat allen dreien, dem Esel, den Hunden und den Ziegen, in gleicher Weise Spaß gemacht; übrigens war 'Kambinda ein uralter Herr, dem man solch' kindliches Treiben gar nicht mehr zugetraut hätte. —

— Erstaunlich ist die Stärke, die der Esel als Zugtier entwickelt; leider ist es nicht erstaunlich, daß der Mensch sich diese Stärke und Gutmütigkeit des Tieres zunutze macht und den armen Esel nach bestem Können schindet: Ich habe Zwölfgespanne gesehen, die 55 Zentner Nutzlast auf schwerem, schlecht fahrendem Wagen durch tiefen Sand über 300 km schleppen mußten — jeder Esel bewältigte also keuchend annähernd 5 Zentner Nutzlast, während man dem starken Ochsen im allgemeinen deren nur 6 Zentner aufzubürden pflegt.

Nervenzermürend langsam schleicht das Eselgespann dahin: mehr als 3 km in der Stunde wird man selbst auf gutem Wege selten schaffen. Aber andererseits läßt sich jede beliebige Anzahl von Eseln von einem einzigen Menschen zusammenreiben, fangen, einspannen und lenken, ein schwerwiegender Vorteil gegenüber den immer mehr oder weniger wilden Ochsen. Mit Ochsen geht es übrigens auch langsam genug: 5 km in der

Stunde erreicht man nur mit leichter Fracht, erstklassigen Ochsen, erstklassigem Treiber und auf festem, glattem Wege; im allgemeinen muß man froh sein, hält man eine Durchschnittsgeschwindigkeit von 4 km auf die Dauer ein.

— — Viele Beobachter halten das Maultier für klüger als den Esel; ich bin aber der Überzeugung, daß es lediglich blendet, da in ihm das Pferdeblut größere Lebhaftigkeit erzeugt, als sie das ruhige Grautier befähigt: Diese Lebhaftigkeit wird dann fälschlich als Klugheit angesprochen.

Wehe, dreimal wehe und viermal wehe, wenn ein Maultier seinen Grips vom Pferde-, die Störrigkeit aber vom Eselvorfahren geerbt und in der Jugend schlecht behandelt worden ist: Bei der Arbeit mit solchem Tiere würde selbst eine Gesellschaft von Seraphim unter dem Vorstiz eines Wirklichen Geheimen Erzengels zu schlimmsten Rufscherflüchen greifen müssen. Verschwende jahrelange Güte und übernatürliche Geduld an solche Bestie — sie dankt es Dir nur durch vermehrte Störrigkeit und unfaßbaren, bodenlosen, dauernd nur sich selbst übertreffenden Widerstand. Und hast Du Dir im Kampfe mit dem Tiere und Dir selber die Nerven restlos verdorben, hast Du weiße Haare bekommen und Elefantiasis der Galle unter dem ewigen Zwange, Deinen Ärger zu unterdrücken, versuchst Du es nun mit Gewalt, tobst den jahrelang aufgespeicherten Zorn aus und strafft jede Unart mit einer zünftigen Tracht Prügel, dann denke doch nur nicht, daß Du irgend etwas erreichst! Im Gegenteile, Du verstauchst Dir nur noch Hand und Arm und geräst in Schulden bei Sattler und Stellmacher, die Du vorher noch gerade bezahlen konntest. — Bist Du aber ein gottbegnadeter Erzieher, weißt Du sachgemäß Güte und Strenge zu ihrer Zeit anzubringen: Du Tor, bilde Dir doch nur nicht ein, daß Du mit dem einmal verdorbenen Maultiere fertig würdest! Als welcher Greis wirst Du mit Herzeleid in die Grube fahren, mit Deinem letzten Seufzer das Tier im Pferde- wie im Eselstamme bis in's tausendste Glied verfluchend — es sei denn, daß Dein Abend verklärt werde durch den Ärger, der sich über Deinem schlimmsten Feinde rötet, dem Du das Maultier vermacht, denn allein aus Bosheit wird es Dich und Deiner Kinder Kindeskinde überdauern.

— Ich lese, daß 50 v. H. aller Maultierstuten fortpflanzungsfähig seien. Für Südwest stimmt das nicht; hier habe ich nicht ein einziges Mal von einem Maultiere gehört, das mit Erfolg gedeckt worden wäre. Man kauft hier Stuten nur deshalb lieber, weil sie für fleißiger gelten als Wallache. Hengste neigen dazu, bissig und böse zu werden.

In Deutschland würden sich Maultiere sicherlich recht gut bewähren, nur müßte durch geeignete Aufzucht dafür gesorgt werden, daß die Stallhaltung ihre stählernen Sehnen nicht ebenso anfällig machte und entarten ließe wie die unserer heimischen Pferde.

Hier draußen kennt man Lahmheiten bei Einhufern eigentlich nur dem Namen nach, obwohl der steinige Boden weiter Striche dem Pflaster in Deutschland an Härte nichts nachgibt. —

— Was ein Maultier an Bocken zu leisten vermag, das ist mit Worten gar nicht zu beschreiben; das muß man gesehen, muß man seinen Kindern gezeigt haben, um daran glauben zu können. Oder muß selbst draufgesehen haben, aber dann dürfte die Erinnerung daran stets stark getrübt sein. Wochenlang, monatelang mag so ein Mulus brav gegangen sein; ohne alle Untugenden hat er in immer gleichem Trabe Kilometer auf Kilometer hinter sich gebracht und ist trotz kümmerlichster Weide doch bei Kräften geblieben. Und nun trabst Du dahin, so recht zufrieden mit Dir und der Welt, besonders aber mit Deinem unübertrefflichen Reittiere. Das aber hat nur darauf gewartet, eine besonders dornige Stelle zu finden und einen Platz, der mit spitzen, scharfkantigen Steinen dicht besät ist — wuh! bekommst Du einen Stoß in's Kreuz, daß Dir alle Knochen krachen und Du vor Schreck das Mundstück Deiner Pseife verschluckst. Den Kopf zwischen den Vorderbeinen, schnellt sich das Maultier senkrecht gen Himmel, landet mit jähem Ruck auf allen Vieren, jeden Gummiball mit der schnellen Folge der Sprünge beschämend. Du selbst erreichst den fiessten Punkt des blißschnellen Auf und Nieder um den Bruchteil einer Sekunde später als das Tier — während Du noch auf dem Wege nach unten bist, prellt es Dir schon wieder entgegen in Stößen, die einen studierten Raufschußmann mit nummerierten Knochen zur Verzweiflung bringen würden. Ein paar jähe Hechsprünge mit gleichzeitigem Bocken bringen Dich schließlich doch aus dem Sitz; nun dreht sich die Bestie plötzlich wie rasend um einen, in der Eile nicht genau festzustellenden Mittelpunkt, faßt mit schmerzhaftem Biß Dein Schienbein, schnellt sich rückwärts und bockt gleichzeitig nach der Seite, bis Du böse gebettet im mittleren Hintergrunde landest, worauf das wilde Tier mit der größten Harmlosigkeit der Welt friedlich zu Gras beginnt. Und der Grund der plötzlichen Widerjeglichkeit des sonst so Kreuzbraven Mulus? Du wolltest auf der rechten Seite des Weges reiten, er aber war vor 15 Jahren schon einmal dieselbe Straße gezogen und wollte wie damals wieder links gehen. . . .

Sitzt Du aber im Sattel wie Karl May, als er den „Blutigen Mustang“ einbrach, dann hilft Dir auch das nichts: Ich habe mit eigenen Augen gesehen, wie ein Maultier sich den Sattel mit dem Reiter darauf bei geschlossenen Gurten vom Leibe bockte, über den Kopf und die ausgestreckten Vorderbeine hinweg!

— Ein gutes Maultier ist dem Pferde vorzuziehen, sofern man sich nur forsbewegen, nicht aber „reiten“ will. Es ist weit härter, zäher und

genügamer als das Pferd, bedarf aber, einmal zu Schanden geritten, viel längerer Erholungszeit als jenes und stirbt eben nur im äußersten Nothfalle. —

Ein besonderer Herdentrieb fesselt das Maultier an Pferde. Bei Raften braucht man nur die (schlecht erzogenen) Pferde zu fesseln, die Muli denken nicht an Weglaufen, solange die Pferde dableiben.

Mit rührender Liebe betreuen die Maultierstuten Pferdefohlen. Es kommt vor, daß sie der Mutterstute eifersüchtig verwehren, sich dem Fohlen zu nähern, das schließlich verhungern muß im Kreise seiner Pflegemütter, deren Liebe ihm das mütterliche Euter vorenthält, ohne selbst Milch spenden zu können. Bei anderen Maultieren ist auch das mütterliche Gefühl verbastardiert, irregeleitet, und äußert sich in feindlicher Verfolgung der Pferdefohlen, die totgebissen und richtig zerfleischt werden.

Der Einhuferpest unterliegen Maultiere weniger als Pferde; Esel erkranken überhaupt nicht bemerkbar an ihr. Vom Esel haben die Muli den harten Huf geerbt, der ein Beschlagen meist unnötig macht. In sehr felsigem Gelände beschlägt unsere Schutztruppe sie nur vorn, während die Südafrikaner nur die Hinterhufe mit Eisen versehen.

Nett ist es zu beobachten, wie meine achtfährige Maultierstute „Dora“ ihre um vier Jahre jüngere Schwester „Doris“ erzieht, die unter dem Packfattel durchs Dasein ländelt, die Arbeit als Spielerei betrachtend. Erregt ein Grasbüschel die Aufmerksamkeit der Jüngeren, gleich treibt die Ältere sie vorwärts, mit Beißen und Schlagen auf die Schwester eindringend. Sind beide zurückgeblieben, weil sie mit ihren kurzen Beinen*) meinen großen Pferden im Schritte nicht folgen können, so giebt Dora den Befehl, im Galopp aufzuschließen, und wehe, wenn Doris nicht will. Kein Abweichen vom Wege gestattet sie der Jüngeren, aber ich hoffe, es wird noch lange dauern, ehe aus dem munteren Tiere eine stumpfsinnige Arbeitsmaschine geworden, die für den Reisenden ebenso bequem wie für den Tierfreund langweilig ist. —

Weiden alle drei Pferde- und Maultiergeschlechter zusammen, so hat nach meinen Beobachtungen stets eine Pferdestute die Führung. Sind keine Pferdestuten bei der Herde, dann übernimmt dasjenige Pferd die Leitung, das am meisten Feuer, also das edelste Blut hat. An dem Kleben bei kleineren Herden die Maultiere, ohne die übrigen Pferde zu beachten.

Dieser Herdentrieb ist Pferde-Erbe; Esel bilden ihn nur im geringen Maße aus, und namentlich ältere Esel verkrümeln sich gern einzeln im Busche, scheinbar überlegt sich von der Arbeit drückend.

*) Zu Packtieren nimmt man naturgemäß möglichst kleine Tiere, die sich bequem beladen lassen.

Eine besondere Freundschaft verband im Kriege mein eines Packmaultier mit einem meiner Pferde. Als beide kurz vor der Übergabe einem geschlossenen Truppenteile zugewiesen wurden, hielten sie inmitten vieler Hunderte von Artgenossen weiter treu zusammen. Verlor der Mulus auf der Weide den Wallach, dann suchte er ihn schreiend und beruhigte sich nicht eher, als bis er den stumpfsinnigen Freund gefunden. — Dieser auf eine andere Tiergattung übertragene Herdentrieb geht durchaus einseitig vom Maultiere aus; das Pferd ist wohl viel zu dumm, im Maultier einen Artgenossen zu sehen.

Trotz des „Klugen Hans“ und seiner hochgelehrten Elberfelder Nachfolger halte ich das Pferd für eins der dümmden Geschöpfe unter der Sonne. Nebenbei bemerkt: Ich habe einen ausgesprochenen Pferdevogel, fühle mich nur im Sattel wohl, bin also nur nach der guten Seite hin voreingenommen, und spreche doch dem Regenwürme mehr Denkvermögen zu als dem Pferde.

Daß das deutsche Soldatenpferd verblödet ist, nimmt nicht weiter wunder, da es von den 24 Stunden des Tages eine im Kreise herumgeführt und die restlichen 23 mit dem Kopfe an die Wand gebunden wird. Aber ebenso dumm sind unsere hiesigen, ganz frei ausgewachsenen Rosse, die nur in Pestgegenden einen Stall, und auch dort oft nur vom Hörenjagen kennen. Daß sie auf dem Weidegange lernen, Schakalllöcher zu vermeiden und unterwühlten Boden, daß sie klettern gleich Genssen und auf schwierigem Gelände ruhig bleiben, wird ihnen vielfach, aber sehr zu Unrecht als Klugheit ausgelegt und beweist eigentlich nur, daß sie eben unglaublich dumm sind, wenn ihnen schon das Allernatürlichste als Klugheit angerechnet wird. Und der Ortsinn, den gleichfalls Mancher als Klugheit bezeichnet? Weiter nichts als zur Erhaltung der Art unbewußt angezüchtete Erbgewohnheit („Instinkt“). Wie unsere heutigen Steppentiere unglaubliche Entfernungen durchheilen und in schnurgerader Richtung die Wasserstelle zu finden wissen, so werden die Pferde-Ahnen wohl auch in harten Zeiten ihren Ortsinn haben ausbilden müssen, den



Ortsinn, der auch bei unseren Steppenrindern die hervorragendste Begabung darstellt. Im Kulturmenschen schlummert dieser Ortsinn ebenfalls, wie jeder am eigenen Leibe erfahren kann, der seinen Wigwam draußen im Busch aufschlägt. Als Weißer bleibt man natürlich hinter dem Eingeborenen zurück, übertrifft aber den ver-

kommenen Kulturklassen und Missionslummel, der im Busch meist durchaus unbrauchbar ist; nur muß man diesen Sinn üben und darf nicht gedankenlos hinter dem schwarzen Führer herdrösen. —

Dem Pferde gegenüber verfällt man leicht in den Fehler, zu vergessen, daß seine einzige Rettung in tausend Gefahren nur auf schneller Flucht beruht; daß sein schlechtes Auge jeden unbekanntem Gegenstand, seine feine Nase jede fremde Witterung als Gefahr ansprechen muß. Es ist falsch, diese angeborene Scheu als Dummheit zu bezeichnen. Bodenlose Dummheit dagegen spricht daraus, daß es eben tausendmal vor demselben Gegenstande scheut, auch unter einem Reiter, der nicht nur mit Sporn und Peitsche, sondern hauptsächlich mit dem Kopfe reitet, (deren gibt es sehr wenige!) und der bemüht ist, auf den Verstand seines Tieres einzuwirken. —

„Mein, ist das mal ein kluges Pferd“ heißt es, wenn mein Hengst auf einen Pfiff herbeikommt. Klug? Zwei Jahre hat es gedauert, bis er begriffen, daß ein Zusammenhang besteht zwischen dem Pfiff und dem Brote oder Salz in meiner Hand. Meine jungen Kagen dagegen lernen ohne Anleitung einer Mutter, ohne Beispiel innerhalb von zwei Tagen, welcher Ruf ihnen einen Leckerbissen verspricht. Und meine Hunde lernen, lediglich auf Grund eigener Beobachtung, dieses den Kagen geltende Locken ebenso schnell verstehen und in der Hoffnung zu befolgen, den Kagen einen Bissen wegschnappen zu können. — Nach drei Tagen hat mein Hund den Befehl „gib Pfote“ für sein ganzes Leben begriffen; vom Pferde schreibt Oberstabs-Veterinär Scholz in Heft 3 der „Natur“, Jahrgang 1900:

„Wie schwer ist es nun, und welche Engelsgeduld gehört dazu, die Remonte zum Hochheben eines Fußes zu veranlassen. Alles Zurufen und Zerran an der Gliedmaße wird vom Pferde nicht verstanden“.

Manches Pferd lernt es mit der Zeit, durch Scharren mit dem Vorderfuße um ein Stück Zucker zu bitten, und gilt, wenn es dies verblüffende „Kunststück“ endlich begriffen, als ganz besonders klug. Meist wird bei dieser Bewunderung übersehen, daß das Pferd vielfach aus irgend einem inneren Zwange heraus unbewußt beim Fressen mit dem Vorderfuße stampft und scharrt; und trotzdem diese Naturanlage im Pferde steckt, wie erschreckend lange dauert es, bis das Kunststück klappt! — Ebenso scharren viele Pferde beim Saufen. Die mir vorliegende Erklärung, es handele sich um einen Erbzwang („Reflex“), erworben in den Urtagen, da das laufende Pferd durch Scharren das kühleren Untergrundwasser heraufwirbeln mußte, erscheint mir reichlich gesucht.

Im Dezemberheft des „Kosmos“ von 1909 wird einer Stute gar „kluge Selbstbeherrschung“ nachgesagt, nur weil sie, die nach ihrem Fohlen ausgestreckte Hand mit einem Bisse bedrohend, den Beobachter nicht in

Wissenschaftliche Bemerkungen über das Wild des Kaofofeldes

unter Berücksichtigung der Aufzeichnungen und der Sammlung des
Herrn Hauptmann a. D. Steinhardt.

Von Ludwig Zukowsky.

Zoologischer Assistent an Carl Hagenbecks Tierpark in Stellingen.

Über die Tierwelt des beiderseits des Kunene gelegenen Kaofogebietes wußte man bisher nur sehr wenig. Zwar sind durch die Mitteilungen einiger Reisender und Schutztruppen-Offiziere, welche das selten besuchte Gebiet flüchtig durchquerten, die dort vorkommenden Wildarten oberflächlich bekannt geworden, jedoch gelangte nur sehr wenig zoologisches Material zur wissenschaftlichen Untersuchung in die Museen, so daß es unmöglich war, auch nur ein einigermaßen klares Bild über die systematischen und morphologischen Merkmale des dortigen Wildes zu gewinnen. Aber auch über die biologischen Eigenheiten der vielen dort vorkommenden Lebensformen fehlte jede sichere Mitteilung. Wie wertvoll jede Bemerkung über das Aussehen und die Lebensweise der Tiere, selbst für verhältnismäßig kleine Tiergebiete ist, lehren die Aufzeichnungen des Verfassers dieses Buches. Mit Sicherheit vermutete der Zoologe für das, eine mehr oder weniger abgeschlossene Tierinsel bildende Kaofofeld völlig neue, und von den in anderen Kleingebieten auftretenden Tieren abweichende Eigentümlichkeiten des Wildes. Obwohl Herr Hauptmann a. D. Steinhardt nicht als studierter Forschungsreisender hinausging, hat er der Wissenschaft durch seine zehnjährige praktische Erfahrung an der Tierwelt des Kaofofeldes große Dienste geleistet, denn er ist ein Weidmann, der mit offenen Augen sieht und das Gesehene geistig zu verarbeiten versteht. Mit Bedauern erfüllt es den Forscher, daß die

kostbaren, mit vieler Mühe zusammengetragenen zoologischen Sammlungen wie auch das photographische Archiv, die Tagebücher und Aufzeichnungen des Herrn Steinhardt zum größten Teil durch Diebstahl des englischen Eroberers verloren gegangen sind; erfreulicherweise befindet sich unter dem Rest der zusammengeschmolzenen Sammlung noch manches für die Wissenschaft wertvolle Stück. Diese Sammlung ist jetzt von mir gesichtet worden, und das Ergebnis ihrer Untersuchung hat gelehrt, daß die Säugetierwelt des Kaokegebietes ein charakteristisches, von der anderer afrikanischer Tierkleingebiete abweichendes Gepräge aufweist. Wenn Herr Hauptmann Steinhardt die neuerdings gemachte Feststellung von der Rassenbildung kontinuierlich verbreiteter Säugetierarten, deren jede Form ein besonderes Kleingebiet bewohnt, schon bei seinem Aufenthalt in Südwestafrika erkannt hätte, wäre es ihm ein Leichtes gewesen, uns über wichtige Verhältnisse bestimmter Säugetierformen dieser Kleingebiete durch Aufzeichnungen die erwünschte Aufklärung zu verschaffen. —

Der Verfasser hat uns durch seine gewissenhaften Berichte zum erstenmal mit dem Elefanten des Kaokelandes bekannt gemacht. Rein biologisch betrachtet, steht, wie aus dem „Wehrhaften Riesen“ unzweideutig hervorgeht, dieser Elefant den bisher bekannten ost-, süd- und westafrikanischen Formen durch viele merkwürdige Eigenheiten fern, weshalb wir in dem Kaoke-Elefanten auch einen morphologisch neuen Vertreter der Gattung kennen lernen, der sich in erster Linie durch außergewöhnliche Größe, hohe Säulen und fast kreisrunde Ohren, die nach dem Kinn zu in einem sehr kleinen Zipfel enden, von den anderen bisher bekannten Rassen unterscheidet. Die merkwürdigen kreisrunden Ohren, welche nicht wie bei dem Kamerun-Elefanten, *Loxodonta cyclotis* Matschie, an ihrer unteren Kante etwa mit der Kinnlinie abschneiden, sondern letztere nur an einer kleinen Stelle berühren, sollen sämtliche von Herrn Steinhardt beobachteten Elefanten, die sicher nach Hunderten zählen gehabt haben, und dieser Elefant wird deshalb von ihm unbedingt für eine neue Rasse angesehen, deren Beschreibung und Benennung für eine Zeit vorbehalten bleiben muß, in der Material dieses Tieres zur wissenschaftlichen Untersuchung in ein Museum gelangt.

Wertvolle Mitteilungen verdanken wir dem Autor dieses Buches über das Nashorn des Kaokefeldes, eine Art, welche erst vor kurzer Zeit unter dem Namen *Opsiceros occidentalis* Zukowsky in die Wissenschaft eingeführt wurde; er bestätigte die an dem ersten der



16 Monate altes
Nashorn-Bullkalb vom
nördlichen Unterlauf
des Kunene,
Opsiceros occidentalis
Zukowsky,
in Carl Hagenbeck's
Tierpark in Stellingen;
erstes, aus dem Westen
Afrikas importiertes
Exemplar.

Wissenschaft zugänglich gemachten, von Carl Hagenbeck importierten, westafrikanischen Nashorn aus dem Kunene-Gebiet wahrgenommene Tatsache, daß es sich um eine sehr kleine, hochbeinige Form mit kurzen, kegelförmigen Hörnern, stark nach hinten verlagerten Augen und breiter Oberlippe mit kleinem Greiffinger handle. Aus eigener Anschauung sagt der Verfasser, daß der Schädel des Kaofo-Nashorns viel gerader gebaut ist als der anderer Arten, daß also der Winkel zwischen der Schnauze und der Stirn sehr gestreckt ist und sich somit mehr einer Geraden nähert als bei den Ostafrikanern. Die charakteristischen Schädelmerkmale des im Naturhistorischen Museum in Hamburg aufbewahrten Originalstückes lehren zweifellos, daß die Aufstellung der Form berechtigt und fest begründet ist. Dieses Nashorn tritt nur sporadisch im Kaofofelde auf; Hauptmann Steinhardt konnte eine ganze Anzahl dieser Nashorn-Inseln feststellen, die hier kurz erwähnt werden sollen: Merkwürdigerweise hat sich das Nashorn an einer ganzen Anzahl von Plätzen in unmittelbarer Nähe der Küste erhalten und zwar in den Lagunen mehrerer Küstenflüsse; so wurde es in vier Exemplaren am untersten Ugab bei Ugab-Mund, ferner am untersten Huab bei Huab-Mund ebenfalls in vier Exemplaren und am untersten Koichab in fünf Exemplaren festgestellt. Die hier erwähnten Tiere sind den in der Umgegend ihres Verbreitungsgebietes lebenden Eingeborenen gut bekannt, ohne daß sie durch die Unzugänglichkeit des Terrains vor Verfolgung und Abschluß gefährdet wären, zumal sie, wenigstens vor dem Kriege, unter geleglichem Schutze standen. Durch Hörensagen weiß der Verfasser, daß auch am unteren Hoanib hinter seiner Verzweigung etwa bis Oas eine Anzahl Nashörner vorkommen soll. Während diese Nashörner mehr oder weniger durch die Schilfdichte der Lagunen zu einem Festhalten des Standortes gezwungen sind, unternehmen diejenigen des Binnenlandes oft größere Wanderungen und zwar meist zu bestimmten Jahreszeiten; so wechseln die drei bei Orufewa vorkommenden Stücke oft bis in die Gegend von Outjo. Einen Bullen konnte der Verfasser ständig bei Ojikuara beobachten, der indes auch oft größere Wanderungen in nordöstlicher Richtung unternahm. Bei Orubandji trafen zur damaligen Zeit (1915-1918) noch fünf Nashörner auf. Eine größere Anzahl hielt sich in der Gegend von Kaofo-Otavi, von hier in etwa 30 km breitem Streifen bis Okauérua auf. An der Stelle, wo sich die Quellflüsse des Hoarusib vereinigen, bis zu der Stelle, wo er den in südöstlicher Richtung fließenden Nebenfluß aufnimmt, ist wiederum eine Nashorn-Insel vorhanden. Die reichste Nashorn-Insel befindet sich in weiterem Umkreise von Groß- und Klein-Ombafu, von wo die Tiere größere Streifzüge in das Omuhonga-Gebirge (Obafjimba-Paradies), das



Kopfstudie des ersten
von Carl Hagenbeck aus
dem Westen Afrikas
eingeführten Nashorns,
Opsiceros occidentalis
Zukowsky,
vom nördlichen Unter-
lauf des Kunene.

bisher nur von den Herren Steinhardt und v. Schmidhals durchreiste Bergland, unternemen. Nördlich schließt sich als weitere Nashorn-Enklave das Bett des Kunene an, an dessen teilweise sehr gebirgigen und steinigern Ufern in breitem Streifen noch eine verhältnismäßig große Anzahl Nashörner haust. Der Verfasser sagt, daß auf die Länge des Flußlaufes auf alle 12 km durchschnittlich ein Exemplar käme. Aber die Verbreitungsverhältnisse des Nashorns nördlich des Kunene ist der Verfasser weniger gut orientiert, indes weiß er mit Bestimmtheit, daß es dort häufiger als im Süden des Kunene auftritt und die Gegend verhältnismäßig wildreicher ist. — Sehr wichtig ist die Feststellung des Breitmaul-Nashorns, *Ceratotherium simus* Burchell, bei Ombombo-Ost im Osten des Omuhonga-Gebirges; die Funde von Hörnern am Unterlauf des Ugab, bei Ujakos und im Sande des Omaruru weisen auf das frühere weite Vorkommen dieser heute sehr seltenen Form hin.

Nach Herrn Hauptmann Steinhardt gibt es zwei gut zu unterscheidende Giraffenformen im Kaokolande, ohne daß er jemals Ubergänge von der einen zur andern Rasse beobachtet hätte. Die kleinere Form trägt tiefdunkelbraune Flecke, während die größere auffallend hellbraun gefleckt ist. Letztere Rasse hat in jedem größeren Fleck noch eine sternartige schwarzbraune Zeichnung, deren Strahlen meist diagonal von der einen Ecke zur andern laufen. Bei beiden Formen sind die Flecke scharf umrandet und fünfeckig. Durch diese Merkmale unterscheiden sich diese beiden Giraffentypen, über deren Vorkommen leider noch nähere Angaben fehlen, deutlich von ihren nächsten Nachbarn, *Giraffa capensis* Lesson und *Giraffa angolensis* Lydekker.

Mit Bestimmtheit glaubt der Verfasser, das echte Quaggá, *Hippotigris quagga* Gmelin, dreimal gesehen zu haben und zwar zweimal je fünf Exemplare am Kunene zwischen 13° und 14° östlicher Länge und einmal 5-7 Stück auf 18° südlicher Breite und 13½° östlicher Länge; er schoß absichtlich keines, da er den Tieren nachziehen wollte, woran ihn leider sein dabei erfolgender gesundheitlicher Zusammenbruch hinderte.

Über die Systematik und die Biologie der Antilopen hat uns Herr Hauptmann Steinhardt wertvolle Aufschlüsse verschafft. Unter dem Material von *Sylvicapra* (Ducker) können vier verschiedene Grundtypen unterschieden werden, von denen eine das Tal des Ugab, eine weitere

VII

das Gebiet des Hoarusib und Hoamib, eine dritte das Becken des in den Okavango fließenden Omuramba u' Omatako und die letzte das südliche unterste Kunenetal bis zum Hoarusib bewohnt. Diese vier Duckerformen unterscheiden sich besonders im Schädelbau. Es lagen vollständige Schädel von erwachsenen Böcken vor, für die Rasse des

Ugab: von Orusewa (Zebrafontein) am mittleren Ugab, erlegt am 2. 5. 1911, und von Goreis, 45 km westlich von Outjo;

unteren Kunene: von Oshonganga, zwischen dem Kunene und dem Quellgebiet des Hoarusib, südlich des Omuhonga-Gebirges;

Hoarusib und Hoamib: von Ombombo-West, erlegt am 22. 12. 1915, und von Ofjikuara;

Omuramba: von Ofjomikambo am Omuramba u' Omatako, am 27. 1. 1911 erlegt.

Um langatmige Beschreibungen zu vermeiden, will ich mich auf einen kurzen Bestimmungsschlüssel nach einigen Merkmalen dieser Formen beschränken.

A) Größte Länge der Nasenbeine 6,4 bis 6,5 cm; Breite der Stirnbeine, unmittelbar außen unter den Hörnern gemessen 4,3 bis 4,5 cm.

1. Breite am äußeren knöchernen Gehörgang 6,3 bis 6,35 cm, Ugab.

2. Breite am äußeren knöchernen Gehörgang 6,05 cm, Unterer Kunene.

B) Größte Länge der Nasenbeine 6,6 bis 7,1 cm; Breite der Stirnbeine, unmittelbar außen unter den Hörnern gemessen 3,9 bis 4,2 cm.

1. Breite am äußeren knöchernen Gehörgang 6,1 bis 6,2 cm, Hoarusib-Hoamib.

2. Breite am äußeren knöchernen Gehörgang 6,7 cm, Omuramba u' Omatako (östlich Grootfontein).

Quch in der Gehörnsform weichen die verschiedenen Vertreter voneinander ab; so stehen bei der Form des Ugab die inneren Wurzelteile des Horns am Schädel viel weiter auseinander als bei der Rasse des unteren Kunene; beide aber haben ein gemeinsames Merkmal, den kurzen, ungeringelten Spitzenteil, während dieser bei der Hoarusib-Hoamibform und der Omurambarasse sehr lang ist; dafür stehen bei der ersteren Form aber die inneren Wurzelteile des Gehörns am Schädel sehr eng zusammen, während diese bei der Omurambarasse breit gestellt sind. Bei diesen Merkmalen darf eine Tatsache nicht außer Acht gelassen werden, daß es bei allen Säugetierformen für die Unterscheidung der einzelnen Spezies

VIII

bezeichnende und unbezeichnende Merkmale gibt. Ein wesentliches Merkmal, das z. B. für eine Kuhantilope aus Uganda bezeichnend ist, braucht für eine Kuhantilope vom Tanganyikasee nicht maßgebend zu sein, ebenso wenig sind die gleichen Maße für die vielen kleinen spießhörnigen Antilopen der Gattungen *Cephalophus*, *Sylvicapra*, *Pediofragus*, *Madoqua*, *Ourebia* usw. bezeichnend. Wenn ein Laie auf unwesentliche anatomische oder morphologische Merkmale fußt, so wird er nie zu einem endgültigen positiven Resultat kommen. Oft gelangt der Zoologe erst durch mühselige Winkelmessungen und langes Studieren von gewissen Verhältnissen in der Ausdehnung bestimmter Teile zu den Eigentümlichkeiten in der Geweih- und Gehörnsform verschiedener Hirsch- und Hohlhörnerformen. Merkwürdig deformierte Verhältnisse zeigt der Schädel und das Gehörn eines Duckers, der bei Goreis, etwa 45 km westlich von Outjo erlegt wurde. Das linke Horn ist in seinem obersten Drittel nach unten und innen geknickt und auf der Grenze zwischen Scheitel- und Hinterhauptsbein in den Schädel gewachsen, in den es mit der Spitze eine kreisrunde Vertiefung von der Größe einer kleinen Erbse gebohrt hat. Das Tier muß unter dem Druck des nachwachsenden Hornes stark gelitten haben, obwohl das Gehirn nicht pathologisch verändert gewesen zu sein scheint. Bei einem anderen bei Otjomikambo am Omuramba u' Omakalo am 27. 1. 1911 erlegten Bock ist das rechte Horn zu einem winzigen Knopf verkümmert.

Vom Rot- oder Steinböckchen, *Pediofragus* der kelleni-Gruppe, sind in dem Distrikt des Ugab-Omaruru, des unteren Kunene und des Huab mit Sicherheit drei Rassen dieser Gattung festgestellt worden, die sich auffallend im Schädelbau und auch in der Gehörnsform voneinander unterscheiden und der Wissenschaft bisher unbekannt waren. Vollständige Schädel von erwachsenen Böcken waren vorhanden von der Rasse des Ugab-Omaruru: von Okubakuafjivi bei Omaruru und von Goreis, 45 km westlich von Outjo, am 6. 9. 1918 erlegt.

Huab-Quellgebiets: von Cheiros, nördlich Franzfontein, erlegt am 8. 8. 1914.

unteren Kunene: von Ombepera im Omuhongagebirge.

Auch hier sollen der Kürze halber für die Schädel nur einige Merkmale in einer Bestimmungstabelle wiedergegeben werden.

A) Größte Länge des Tränenbeins 2,25 bis 2,3 cm, Ugab-Omaruru.

B) Größte Länge des Tränenbeins 2,75 bis 2,9 cm.

1. Basallänge des Schädels, von den Vorderstippen der Zwischenkieferbeine bis zum Nasion, dem untersten vordersten Teil des Hinterhauptsloches 12,7 cm, Quellgebiet des Huab.

2. Basallänge des Schädels, von den Vorderstippen der Zwischenkieferbeine bis zum Nasion 12,1 cm, Unterer Kunene.

Es scheint, als ob die Ugab-Omaruru-Form stets längere Hörner trägt als die des Huabtales und des unteren Kunene.

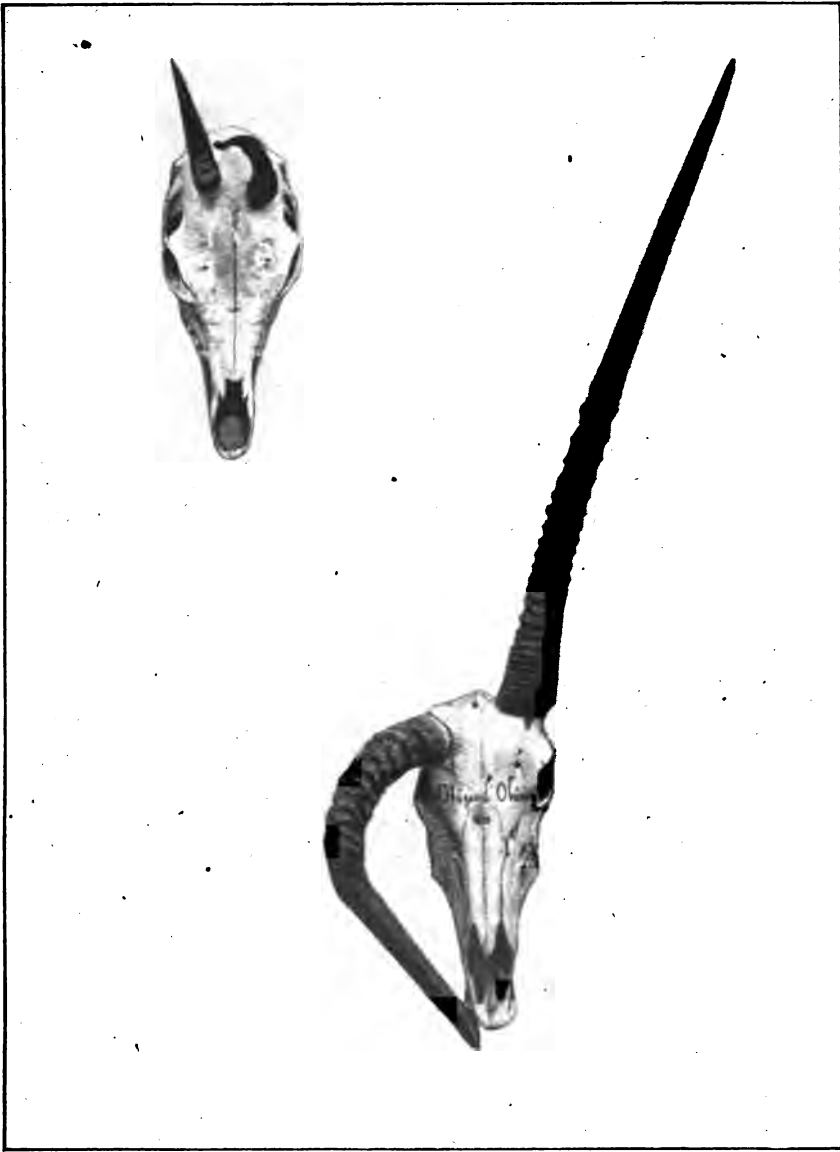
Aus der Sammlung konnte ferner nachgewiesen werden, daß nördlich vom Kunene, (Schädel ♂ ad. Kambelesfall, Nordufer des Kunene) ein wesentlich anderer Klipppringer, *Oreotragus* der *oreotragus*-Gruppe, lebt als am südlichen Ufer (Schädel ♂ ad., Oshongombe, westlich Kaofo-Otavi, südlich des Omuhonga-Gebirges, im Quellgebiet des Hoarusib, 3. 1. 1912). Ersterer hat kurze, dicke, an der Basis im Querschnitt ovale, in gleichem Abstände nebeneinander herlaufende Hörner, während letzterer sehr lange, schwache, konvergierende, auf dem Querschnitt rundliche Hörner besitzt; außerdem weichen die Schädel von einander ab.

Es seien einige Unterschiede angeführt: Die Entfernung des Nasion, der Stelle, an welcher die Nasen- und Stirnbeine an der Oberseite des Schädels in der Mitte zusammenstoßen, bis zur Hinterwand des Gelenkhöckers des Hinterhauptbeins ist bei dem Kambelesstück (8,75 cm) 0,55 cm größer als bei dem Exemplar von Oshongombe (8,2 cm), ebenso ist der Schädel des ersteren Stückes (4,2 cm) am Hirnteil, vom Nasion, dem untersten, vordersten Teil des Hinterhauptsloches bis zum Zusammenstoß des Stirnbeins mit dem Scheitelbein auf der Schädelmitte 0,6 cm höher als der Schädel des Oshongombestückes (3,6). An den Augenhöhlen erreicht das Stück vom nördlichen Kunene eine größte Breite von 8,0 cm und das des südlichen Kunene eine solche von 8,3 cm, während ersteres an den Zusammenstoß des Oberkieferbeins und des Jochbeins, an der Außenseite des Schädels gemessen, eine größte Breite von 4,2 cm und letzteres eine solche von 3,6 cm aufweist. Der Schädel des Klipppringers nördlich vom Kunene ist also an den Augenhöhlen schmaler und am Oberkiefer breiter als der des südlichen Kunene. Solche Unterschiede sind nicht zufälliger Natur, sondern sie werden sich im Laufe der Zeit durch gewisse äußere, den biologischen Eigenförmlichkeiten der Tiere entsprechende Einflüsse herausgebildet haben und sind artbestimmend. Mit Sicherheit ist anzunehmen, daß sich die Säugetierwelt des nördlichen Kunene-Unterlaufes von der des südlichen in bezeichnenden Merkmalen unterscheidet.

Von der südlichen Kuhantilope, *Bubalis* der caama-Gruppe, stammen zwei Schädel von erwachsenen Bullen von Aris, nördlich Groosfontein, der Wasserscheide zwischen dem in den Okavango fließenden Omuramba u'Omatako und dem Omuramba u'Owambo, welcher in die Etoschapsanne abwässert. Von den Schädeln weist der eine breite Stirn und großes Gehörn mit langen Spitzen auf, während der andere eine schmale Stirn und ein kleines, kurzspitziges Gehörn besitzt.

Hochinteressant ist die Feststellung, daß bei den Oryxantilopen, *Oryx* der gazella-Gruppe, von den Backzähnen als erster stets der vorletzte (Molar II) des Oberkiefers stark, oft bis auf Erbsengröße abgenutzt gewesen ist. Alte Tiere sollen oft noch ein fehlerloses Gebiß gehabt haben, nur der Molar II war bis auf Rudimente abgenutzt. Unter ungezählten Oryx, gewiß vielen Hunderten, welche Herr Hauptmann Steinhardt, auch bei Dritten, gesehen hat, konnte er niemals eine Ausnahme von dieser Abnutzungsregel des Molar II finden. — Im Kaokofelde trägt die Kuh grundsätzlich längere Hörner als der Bulle. Je schwerer der Bulle ist, um so kürzer sollen die Hörner sein; sie sind meist mehr oder weniger zangenförmig gebogen, während die der Kuh, von vorn gesehen, gerade, aber nach hinten gebogen sind, sodaß man auch auf große Entfernungen besonders durch die verschiedene Größe der Hörner das Geschlecht sofort ansprechen kann. Oryxantilopen ohne Schenkel- und Flankenstrich gibt es öfter im Kaokolande; diese Tiere sollen stärker gebaut sein als solche mit der schwarzen Zeichnung. Als sicher glaubt der Verfasser, daß die Oryx, bei welcher die schwarze Stirnzeichnung nicht mit der Schwarzzeichnung der Nase in Verbindung steht, wohl nicht als besondere Art angesprochen werden darf, da diese Zeichnung innerhalb der Art individuell variiert; so hat er bei einer Kuh und dem von dieser geführten Kalb verschiedene Gesichtszeichnungen feststellen können. Indes gibt es Südwestafrikaner, welche trotz dieses Befundes anderer Meinung sind und bedarf es in diesem Falle wohl noch der weiteren Aufklärung. Oryx mit und ohne schwarze Verbindung der Stirn- und der Windfangbinde sollen in Deutsch-Südwestafrika von Angras Juntas, südlich Lüderichsbucht, bis nach Angola hinein vorkommen, während die Oryx ohne schwarze Schenkelbinde im äußersten Süden des Schutzgebietes häufig sein und auffallend stark werden soll.

Ein hochinteressanter Oryxbulle wurde vom Autor am 19. 9. 1915 bei Otuzemb' Otunene geschossen. Das linke Horn dieses Tieres ist normal ausgebildet, während das rechte durch das Geäse gewachsen ist. Es läuft



Schädel eines erwachsenen Bullen der Spießhorn-Antilope, Oryx der gazella-Gruppe, von Steinhardt am 19. 9. 1915 bei Otuzemb' Otunene erbeutet, mit verkrüppeltem rechten, durch das Geäße gewachsenen Horn.

Oben:

Schädel eines erwachsenen Duckerbockes, Sylvicapra der grimmia-Gruppe, aus dem Ugab-Gebiet, von Steinhardt bei Goreis, ca. 45 km westlich von Oufjo erlegt, mit verkrüppeltem, in den Schädel gewachsenem linken Horn.

(Der Schädel des Duckers ist zwecks besserer Erkennung der Einzelheiten in die Größe des Oryxschädels gebracht worden.)

in rundem Bogen nach oben, vorn und außen, dann nach unten und schwach nach innen, um plötzlich mit einem Knick schnurgerade nach vorn und innen und schwach nach unten, unmittelbar in das Geäse zu laufen. Während der gebogene Basalteil bis zum Knick mit 20 Ringen besetzt ist, befindet sich auf dem geraden Teil nur ein schwacher Ringknoten, etwa $3\frac{1}{2}$ cm hinter dem Knick, und ist sonst ungeringelt. Die Spitze ist in der Richtung der Mahlebene der Zähne etwas abgeflacht und von dem Tiere anscheinend dauernd abgekaut worden, wovon die abschilfernden Stellen Zeugnis ablegen. Mit seinem inneren Teile stößt das Horn unmittelbar an die Außenseite des Zwischenkiefers; die Spitze steht etwa 2 cm von der vordersten Spitze des Zwischenkiefers entfernt. Die Muffel des Tieres ist zweifellos in schwerwiegender Weise pathologisch verändert gewesen und das deformierte Horn muß ihm bei der Nahrungsaufnahme außerordentlich hinderlich gewesen sein. Das widersinnige Horn ist, der äußeren Rundung entlang gemessen, 53,5 cm lang, während es geradlinig gemessen, eine Länge von 32,5 cm hat. Der ungeringelte gerade Spitzenteil hat eine Länge von 25 cm und der geringelte gebogene eine solche von 28,7 cm. Das Gehörn besitzt an der Basis einen Umfang von 18,3 cm. Die andern beiden deformierten Gehörne von Oryx aus der Sammlung sind in diesem Buche auf Tafel 2 abgebildet.

Ähnliche Verhältnisse wie für die Kuhantilopen scheinen auch für die Springböcke, Antidorcas, obzuwalten. Im Küstengebiet südlich des Kunene kommt eine Rasse mit einem starken und kurzen Gehörn, mit wenig Ringen und langen Spitzen vor, während die Rasse aus dem Omurambabedecken ein langes, schwaches, enggeringeltes und kurzspitziges Gehörn besitzt, wie aus den Untersuchungen an den beiden vollständigen Schädeln von erwachsenen Böcken von Grootfontein und einem solchen von Kaoko-Otavi hervorgeht.

Die Elenantilopen, Taurotragus, treten ebenfalls in zwei Formen auf, allerdings innerhalb desselben Gebietes, und zwar in einer größeren, grauen und einer kleineren, roten Form, deren Herden getrennt leben. Mit Sicherheit wurden beide Formen auf dem „Sandfelde“ zwischen dem Omuramba u'Omatoko und dem Omuramba Otjosondjou und dem Gebiete zwischen der Etoschapsanne und dem Kunene vom Kambele-Katarakt bis zum Chombogebirge nachgewiesen.



Bei Karabo - Otabi,
im Quellgebiet des
Hoarusib geglückter
Doppeltreffer des
Hptm. a. D.
Steinhardt
auf einen Blaurock,
Cephalophus
(Guevei) andietae
und einen Wüsten-
luchs der großen
Form, Lynx
der caracal-Gruppe.

Interessant ist der Nachweis, daß im Gebiet des oberen Ugab eine Warzenschweinrasse, *Phacochoerus*, mit flach gebogenen Eckzähnen und im Küstengebiet des Hoarusib eine Rasse mit stark geschweiften Eckzähnen auftritt, was an einigen Schädeln von erwachsenen Keilern von Outjo und Otuzemb' Otunene östlich Ombombo-West festgestellt wurde.

Auch zwei Leoparden sind für das Gebiet charakteristisch. Während für das Gebiet des Omaruru eine durch starke Fleckung „bunt erscheinende“ Form festgestellt wurde, soll nördlich im eigentlichen Kaokolande eine mehr grau gefärbte Art mit weniger lebhafter Fleckung beheimatet sein.

Vom Wüstenluchs, *Lynx* der *caracal*-Gruppe, konnten wiederum zwei Rassen nachgewiesen werden: eine größere, wie es scheint, dunklere und eine kleinere, helle, jedoch niemals Tiere, die als Jugendform der großen hätten angesprochen werden können. Aber die genaue Verbreitung dieser Formen ist leider nichts bekannt.

Die im Kaokolande sonst fehlende Pferdeantilope, *Hippotragus* der *equinus*-Gruppe, soll noch in einigen Exemplaren nördlich von Grootfontein und unmittelbar bei Otavi vorkommen. Von Wert war für die Wissenschaft die sichere Bestätigung des Nachweises, daß der Büffel, die Schimmel- und Rappenantilope und die Halbmondantilope im Kaokolande fehlen, während sie östlich dieses Gebietes noch durch die Arten *Bubalus cunenensis* Zukowsky, *Bubalus cubangensis* Zukowsky, *Hippotragus equinus* subspec., *Hippotragus niger kaufmanni* Matschie und *Damaliscus lunatus reclinis* Matschie vertreten werden. —

Wenn berücksichtigt wird, daß wir von den hier nur zum Teil erwähnten Merkmalen der aufgezählten Säugetierarten so gut wie nichts gewußt haben, ehe uns Herr Hauptmann a. D. Steinhardt mit ihnen bekannt machte, so wird auch der Laie die Überzeugung gewinnen, daß er der Wissenschaft eine äußerst wichtige Pionierarbeit geleistet hat. In dankenswerter Weise hat er durch seine, den deutschen Herrenjäger kennzeichnende weidgerechte Jagdart ein mustergültiges Vorbild für andere Afrikaner gegeben. Zum weidmännischen Jagen gehört aber auch das Beobachten, Sammeln und Photographieren. Was der

Verfasser Vortreffliches im Beobachten geleistet hat, lehrt ohne jede Erläuterung ein Blick in sein Erstlingswerk. Ich bin gewiß, daß Herr Steinhardt im Sammeln, Konservieren und Photographieren in gleichem Maße gearbeitet hat, und bedaure deswegen besonders, daß seine kostbaren Sammlungen zum größten Teil verloren gegangen sind. Möge es dem Manne, der die zerklüfteten Gebirge des Kaofofeldes wie den in glitzernden Wogen dahinrauschenden Kunene ebenso jagdlich wie literarisch meisterte, denn gelingen, bald an der Spitze einer Expedition in sein altes Arbeitsfeld hinauszuziehen; möge es ihm vergönnt sein, das Gebäude auszubauen, dessen Grundstein er so vortrefflich gesetzt hat. Die Wissenschaft wird seinen Namen nicht vergessen!

